

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
Schweizerischen Stollen Frauenhilfsdienftes

Verlag: Gesellschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Inseraten-Annahme: August bis 31. 12., Einzelhefte 64, Zürich 2, Telefon 72975, Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postfach-Ronto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 18.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Größt-
möglichst auch in sämtlichen Buchhandlungen /
Abonnements-Eingangsblättern auf Postfach-
Ronto VIII b 58 Winterthur

Inserationspreis: Die einseitige Mittel-
meterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Kleinanzeigen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Schiffverehr 60 Rp. / Keine Verpflich-
tung für Placierungsvorschläge der In-
terate - Inseratenschluß Montag abend

Die FHD ist unentbehrlich!

J. M. „Was kann ich für die Heimat tun?“
haben sich Tausende von Frauen, besonders im
Mai 1940, gefragt. Ringsum eiften Soldaten
den Bahnhöfen zu. Sicher war nur eines: Der
Schweiz drohte große Gefahr.
Die Heimatliebe gab ihnen sofort die Antwort:
Sieh einheim, wo es not tut. Und praktisch
hieß sie, sich in eine der verschiedenen Organi-
sationen einzufügen, welche der Verteilung an-
ders Landes dienen.

Das Aufkommen der Vaterlandsliebe be-
wegt spontan viele Mädchen und Frauen, dem FHD
beizutreten.

Ihre Arbeit verstärkt unsere Armee. Jede FHD,
welche einen Posten befriedigend ausfüllt, macht
einen Soldaten für den Frontkampf frei. Und
jetzt, im fünften Kriegsjahr, darf nicht nur,
sondern muß gesagt sein: Die FHD ist unent-
behrlich.

Heute fordert die Heimat weitere 10,000 Mäd-
chen und Frauen auf, ihre Kräfte als FHD
in den Dienst des Landes zu stellen.

Die Schweizerin mit Urteilskraft weiß, daß
die Sicherheit der Schweiz noch immer bedroht
ist. Die Erkenntnis der Gefahr, in der unser
Land steht, und das Bewußtsein der eigenen
Kräfte und Kräfte lassen sie die Verantwortlich-
keit für das Geschick der Heimat doppelt
empfinden. Die Arbeit im FHD bietet ihr eine be-
deutende Möglichkeit, im Sinne dieses Verant-
wortungsbewußtseins zu wirken.

Immer mehr versteht der FHD, sich Achtung
und Anerkennung zu schaffen. Es dringt all-
mählich durch, daß die Frau nicht nur „einen
Soldaten ersetzen kann“, sondern mancher Auf-
gaben sogar besser zu bewältigen vermag.

Wer wird für was gesucht?

Jüngere, gesunde Frauen, welche Geistesge-
wandart besitzen und rasch denken können, lei-
sten wertvolle Arbeit im

**Fleigerbeobachtungs-
und Beobachtungs-**

Die Mädchen an den Telefonapparaten —
tief unter dem Boden, in einem geschützten Fel-
der — wissen am besten von allen Schweigern,
was sich — hoch oben in der Luft tut. Ueber-
fliegt eine fremde Maschine Schweizerisches
Gebiet, so nehmen sie die Meldung des Be-

Wir lesen heute:

**Unveränderliches Gut
Zweierlei Frauenschicksal in China
Neue Kurse für Leiterinnen von land-
wirtschaftlichen Frauengruppen
Eine freundliche Anerkennung
Die Mode im Spiegel der Zeit**

achtungspostens entgegen. Und einen Augen-
blick lang — es ist nicht anders zu sagen —
schwürenden Zahlen durch die Luft. So rasch,
daß man mit dem Auge kaum folgen kann, werden
sie an einer Wandtafel notiert. Und nochmals
in einem Augenblick sind durch die auswendigen
Apparate bereits jene orientiert, welche der ge-
meinen Situation begegnen müssen.
Selbstverständlich fest, die Frau auch im
traditionell weiblichen Gebiet des Pflegens ein.
Krankenschwestern, Angehörigen, aber auch
Frauen, welche sich in Sanitararbeiten geübt
haben, finden im

Sanitätsdienst

ihre Aufgaben.
Am begehrtesten sind in der Armee gute Ste-
nographinnen und perfekte Maschinenschreiberin-
nen. Als

Administrative FHD

arbeiten sie häufig in den Büros der höheren
Stäbe. Der

Verbindungsdienst

braucht nicht Frauen, welche mit Telefonbetrie-
ben und Fernschreibern vertraut sind, vor allem
auch FHD, die sich dem Kriegshunde- und Brief-
taubendienst widmen. Diese Arbeitsbereiche haben
vor allem bei jungen Mädchen großes Interesse
geweckt. Als Züchterninnen von Brieftauben be-
währen sie sich bereits recht gut.
Wer im Umgang mit Nadel, Faden und Schere
besonders geschickt ist, kann im

Ausrüstungs- und Bekleidungs-HD
seine Fertigkeiten in den Dienst des Landes
stellen.

Reifere Persönlichkeiten und sozial geschulte
Frauen haben im

Fürsorgeberuf
die Möglichkeit, vielen zu helfen. Sei es, daß sie
in Internierenslagern arbeiten, Familien von
Wehrmännern besuchen, in der MSA oder als
Soldatenmütter tätig sind.
Wissen Sie, was eine Körpergröße von 156
Zentimeter unerlässlich ist? In der

Feldpost.
Sie ist notwendig, um an allen Geistesstellen han-
deln zu können, welche zum Arbeitsfeld der
Feldpost gehören. Bei den Postarbeiten haben die
Frauen, ganz besonders durch rasches Einarbeiten
überzählt.
Wo so im Großen gefocht werden muß wie
bei der Armee, braucht es im

Feldpost
gesunde, starke Frauen. Froh ist man hier beson-
ders um Mädchen, welche bereits in der Heile-
rie tätig waren.

Welches ist der erste Schritt,
um FHD zu werden? Anmeldeformulare liegen
an jedem Büro und auf den Militärdirektoren
bereit. Personalien, Kenntnisse und Wünsche
betreffend Einteilung trägt man hier ein. Wer
von den Angemeldeten gut belumdet ist, wird zur
Auswertung aufgeführt. Fällt die ärztliche Un-
tersuchung positiv aus, so bespricht die Aus-
wärtigerin mit der Militärin die Möglichkeiten
ihrer Tätigkeit. Auf Grund dieser Unterredung
erfolgt dann die Einteilung. Was die Dienstbauer
anbelangt, gibt es innerhalb des Rahmens ca.
1-3 Monate verschiedene Kategorien. Da nun
jede Arbeit als FHD gewisse militärische Grund-
begriffe voraussetzt, ist ein Einführungsstark von
12 Tagen zu absolvieren. Und noch etwas! Je
mehr FHD der Armee zur Verfügung stehen, umso
mehr wird die einzelne entlastet.

Zur Schwesternfrage

Wir haben an dieser Stelle schon öfters
über die Arbeitsverhältnisse und den Mangel
an Nachwuchs im Krankenpflegeberuf orientiert.
Nun scheint im Kanton Zürich ein erfreulicher
Schritt nach vorwärts in Vorbereitung zu sein:
eine kantonale Verordnung soll gewisse
Voraussetzungen zum Schutz des Berufes bringen,
und die vier Ausbildungsinstitutionen haben in ge-
meinsamer Kundgebung die Selbstverpflichtung
orientiert über ihre Bereitschaft, nötige
Verbesserungen anzustreben, wo sie noch nötig
sind. Die Kundgebung lautet in etwas gekürzter
Form:

Uns den vielen Artikeln, in den letzten
Monaten in Tageszeitungen und andern Blät-
tern über die Schwesternfrage erschienen sind,
wurde mit erfreulicher und unmißverständlicher
Deutlichkeit ersichtlich, daß unsere Bevölkerung
ihre Schwestern schätzt und ihnen für ihre Hülfe
in Krankheitslagen Dank weiß; daß sie aufge-
fordert hat, als sie erfuhr, wie lange die Ar-
beitszeiten meistens für Schwestern sind und

daß die Ausbildung und Arbeitsverhältnisse in
den Pflegeberufen an feinerlei eigenständige Be-
stimmungen gebunden sind und das Tragen von
Schwestern-Titeln und -Tracht in den meisten
Kantonen jebermann möglich ist; daß unsere Be-
völkerung von den Behörden, Krankenanstalten,
Schwesternhäusern, Krankenpflegevereinen und
von den privaten Arbeitgeberinnen eine Verbesse-
rung der Verhältnisse für die Schwestern fordert.
Mancher Schwester mag es wohl getan ha-
ben, mit welcher warmer Anerkennung ihrer Hin-
gabe und Pflichterfüllung, ihres beruflichen Wis-
sens und Könnens und ihres Verhältnisses für Arm
und Reich gedacht wurde, von denen weder sie
selbst noch andere viel Lebens machen.
Die Heranbildung von Schwestern, die Gestal-
tung und Erhaltung einer Schwesternschaft, die
den Dienst am Kranken und Hilfsbedürftigen zum
Ziel hat und die mit den sich steigenden An-
forderungen und andern zeitlichen Veränderun-

gen Schritt hält, ist eine größere, schwierigere
und auch kostspieligere Aufgabe, als der Anhe-
stehende sie sich vorstellt. Im Gebiete des Kan-
tons Zürich wurden in den nachstehenden In-
stitutionen seit ihrer Gründung eingesetzt oder
diplomiert:

Kranken- und Diakonissen-Anstalt
Kunmühler 837 Diakonissinnen und 55 freie
Schwestern.
Schwesternhaus vom Roten Kreuz,
Zürich-St. 775 Schwestern.
Schweizerische Pflegerinnen-Schule mit
Krankenhaus in Zürich, 1446 Schwestern; wovon 864
Krankenpflegerinnen und 612 Wochen-Säuglings-
schwestern.
Kranken- und Diakonissenhaus Ve-
thänien, Zürich, 270 Diakonissinnen.

Die unterzeichneten Schwestern-
häuser begrüßen alles, was in ge-
eigneter Weise zum Wohl der Pfl-
geberufe heute angeht wird. Sie
sind hoch erfreut, daß eine kantonale Verordnung
in Aussicht steht, die — endlich! — der Bedeu-
tung und Verantwortung der Pflegeberufe die
Rechnung tragen will, indem sie deren Ausübung
nicht mehr bedingungslos jebermann überläßt,
sondern verlangt, daß in Zukunft die Berufs-
ausübung, das Tragen von Schwestern-Titeln und
-Tracht an die Erfüllung bestehender Vorschriften
gebunden ist. Damit wird ein altes Postulat der
Pflegerinnen-Schulen und Berufsverbände in Erfül-
lung gehen. Sie erklären sich ferner voll und
ganz einverstanden mit den Postulaten, welche die
„Veska“ (Verband Schweizerischer Kranken-
anstalten) auf Grund umfangreicher Untersuchun-
gen für das Pflegepersonal in den Kranken-
anstalten aufstellte.*

Es sollte eine Norm von 60-66 Stunden maxi-
maler wöchentlicher Arbeitszeit angesetzt werden.
Für die Pflegearbeit in untern Krankenanstalten
sollte pro 100 Betten bei normaler Belegung eine
Mindestzahl von diplomierten Schwestern fest-
gesetzt sein, die nicht unterschritten werden dürfte.

Die unterzeichneten Schwestern-
häuser übernehmen hiemit öffent-
lich die Verpflichtung, die Einfüh-
rung dieser nötigen Verbesserungen
in allen von ihnen mit Schwestern
versorgten Spitälern anzuknüpfen,
wo immer dies nicht bereits geschehen ist. Sie
anerkennen mit Dank das Verständnis für die
Dringlichkeit dieser Aufgabe von Seiten der kanton-
al-jährlichen Gesundheitsdirektion und
sauer darauf, daß der Kanton Zürich Mittel
und Wege finden werde, um die Notstands-
lagen, welche die Erhöhung der Zahl an Pflege-
und Wirtschaftspersonal unvermeidlicherweise mit
sich bringt, zu bekämpfen. Sie werden sich be-

* „Veska“-Beisitzung Nr. 12, 1942, Dr. L. Le-
mann: das Pflegepersonal in den Anstalten für
körperlich Kranke der Schweiz.

Der schlechte Mensch ist ohne Liebe und
der schwache Mensch mit aneinander
Liebe ist ein Trug den, jeder Wind verweht.
Pestalozzi.



Vorgeschichte: Die Magd Verena war ihres fernbenannten unehelichen Kindes
wegen von der Bäuerin verjagt worden. Auf dem Wege ins Spital hatte
sie im Orte der Wäuerin einen kleinen Stiefsohn erhalten, aber zu-
gleich eine Menge bitterer Worte. Das alte, etwas fähigste, noch gut
betriebe Mädchen entließ sich, Verena nach der Geburt des Kindes zu
betreten. Zwar hat sie ihr Leben vor unehelichen Müttern noch nicht
überwunden — aber Verena hat es ihr angetan. 3. Fortsetzung.

„Wohlt!“, sagte Mamiell Peters, „ist das ein
Kind?“
Da schob das Blut Verena ins Gesicht. Mamiell
sah es.
„Ich habe eben noch nie ein so kleines ge-
sehen“, entzückte sie sich, „sind sie alle so?“
„Alle“, befähigte die Schwester und begann das
Kind auf ihren Armen auszuwickeln und es dann zu
baden.
Eine kleine Badewanne war inzwischen bereite-
gestellt worden, und die Schwester tauchte das Kind
ins Wasser und hielt sorgfältig das Köpfchen, das
auf einem bürstenförmigen Bein und her schaute.
Die kleinen Arme und Hände schlugen ins Wasser,
die noch immer flach nach einwärts gebogenen Bein-

den zogen sich an und streckten sich aus, und wohl-
gehen sich das Körperlein.
Wie hilflos es ist, dachte Mamiell Peters. Was
kann es eigentlich dafür, das arme Ding, daß es
da ist? Das ist nun einmal nicht zu ändern!
Die Schwester nahm das Kind aus dem Bad, zog es
wieder an und reichte es Verena, damit diese es
nähre. Es schrie unaufhörlich, sowie aber Verena
es im Arm hielt, beruhigte es sich und wurde dann
behaarte Köpfchen hin und her und wurde dann
plötzlich still.
„Das ist nett“, sagte Mamiell Peters. Sie sah
sich zu, wie das Kleine trank. Sie sah auch, mit
welchem Ausdruck von Glück und Liebe Verena
herab sah auf ihr Kind. Es wurde ihr sonderbar
wenn Verz.
Wie eine andere Mutter auch, gerade so, dachte
sie. Dann fiel ihr ein, daß sie ihr ganzes Leben
lang nie so etwas hatte ansehen können. Es ist eigen-
tlich schade.
„Wie lange bleibt du im Spital?“ fragte sie
Verena.
„Nur zehn Tage“, sagte diese, „länger darf man
nicht bleiben, wenn nicht etwas Besonderes ist.“
„So! Und nachher?“
„Ich weiß nicht“, sagte Verena, „ich suche mir
eben einen Dienst und gebe das Kleine einer Heb-
frau.“
„Das wird wohl nicht anders gehen“, meinte
Mamiell Peters.
„Am letzten Tage wird es noch getauft, und ich
weiß gar nicht, wen ich als Patin bitten könnte.“

„So, die Bäuerin, bei der du dienstest“, schlug Mami-
ell vor.
„D nein, die will nichts mehr von mir wissen.“
„Dast du denn keine Verwandten?“
„Doch, im Elsas, aber das ist so weit weg.“ Dann
begrann sie und brachte die Worte laun heraus:
„Wärdet Ihr nicht vielleicht...“
„Ja?“ rief fast böse Mamiell Theresie, „ich?
Nein, das kann ich nicht! Einem ledigen Kinde
kann ich nicht Patin sein! Nein, das tu ich nicht.“
„So meint nur“, sagte Verena, und die Tränen
standen ihr in den Augen, „weil Ihr so freund-
lich wart, mich zu besuchen. Es tut mir leid, daß ich
getragt habe.“
„Da behalte das Kleine das Köpfchen. Es war fer-
tig mit Trinken und dachte sich behaglich, lege
auch seine kleinen Füßchen neben das Gesichtlein, öff-
nete seine Augen und schob die Patin. Dann schloß
sie und schielte ein. Das alles geschah Mamiell
Peters und rührte sie.
„Ich will dir etwas sagen“, begann sie, „ich
will zu unserem Pater gehen und sehen, was er
dazu sagt. Wenn er mir nicht abrad von wegen
weil es ein lediges ist, so will ich keine Patin
sein in Gottes Namen. Ich schreibe es dir.“ Verena
bannte.
„Wann wird es getauft?“
„Sonten in der Werte, also am Schachenten“, rech-
nete Verena.
„Was wird der Sepp sagen?“ entfuhr es ihr.
„Der Sepp, das ist der Burch dazu?“ fragte
Theresie, und ihre Stirn legte sich in Falten.

„Ja, wenn er kann, kommt er zur Taufe.“
„S ist halt arg!“ Mamiell Peters hatte es mir
halb laut gesagt. Dann fügte sie laut hinzu: „Ich muß
nun gehen, aber Verena!“ Sie gab ihr die Hand und
legte etwas in ein weißes Papier eingewickeltes Geld
an die Bettdecke. „Es ist an die Spitalkassen.“ Darauf
schob sie den Vorhang an dem kleinen Bettlein
hin, strich mit dem Zeigefinger über des Kindes
Wädeln und sagte: „Wie mein Abendmahlskleid so
glatt.“ Dann ging sie.
Als sie wieder zu Hause war, wartete Gräffl ver-
gebens auf den nächsten Bericht, wie es Mamiell
Theresie in der Stadt ergangen sei. Die nächste
ihre Eltern, legte das Geld für den Honig in die Kasse
und holte den Kalender, um einzusehen: sie gab
auch Gräffl das vollene Stoffbuch, das sie ihr mitge-
bracht hatte, aber vom Spital und Verena sagte sie
nichts. Und Gräffl trugte auch nicht, sie mußte ja,
da sie früher oder später doch alles erfahren würde.
Endlich am nächsten Morgen, als es beim Kaffee
saßen, begann Mamiell: „Ich bin da auch am Spital
vorbereitungen.“
„So“, sagte Gräffl.
„Und dent, es ist schon 12 Stunden alt.“
„So“, sagte Gräffl wieder.
„So, ist das alles, was du weißt, und fragst gar
nicht, wie das Kind aussieht und ob es ein Bube
oder ein Mädchen ist?“
„So, was geht mich das ledige Kind an?“ sagte
Gräffl, und der Schall saß ihr in den Wundmü-
keln.
„Kommst du sie jetzt damit?“ rief Mamiell Th-

mühen, durch eine bestmögliche Organisation der Arbeit in den Krankenhäusern und Sanatorien diese Wehranlagen so niedrig als möglich zu halten und zählen dabei auf die mögliche Anspannung des ärztlichen Dienstes an die Spitalbetriebe und besonders an die Arbeit der Schwestern.

Sie sind mit der Vermehrung von Schwesternposten aber auch darauf angewiesen, daß sich eine bedeutend größere Zahl geeigneter Töchter im Alter von 20-30 Jahren zur Wahl des Schwesternberufes entschließen. Die Rekrutierung der Arbeitskräfte ist weitgehend gebunden an eine Vermehrung der Schwesternzahl. Sie wird sofort einsetzen können, wenn genügend junge Kräfte sich bereit finden.

Geistlich der Schwesternberuf verlangt vielerlei Freude am Helfen, gute Gesundheit und Begabung, Bereitschaft zur Einordnung in eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, persönlichen Mut, Entschlossenheit und viel liebevolles Verständnis für Menschen und Schicksal. Aber er gibt auch sehr viel, denn er bietet der Frau wie wenig andere Berufe ein reiches, selbständiges Wirkungsfeld, in dem sie alle Kräfte des Geistes, des Verstandes, der Geschicklichkeit zum Wohl des andern in mütterlicher Weise anwenden kann, an Jung und Alt. Er umschließt viele spezielle Gebiete und eine ganze Stufenleiter von Posten und Verantwortungungen. Er muß aufgenommen werden, um mit seinen Kräften Gott und Menschen dienen zu wollen. Er läßt die Einzelne dann aber auch innerlich wachsen und erstarren und reich werden. Weil es ein so wertvoller und reichhaltiger Beruf ist, ob er als Glied eines Mutterhauses ausgebildet werde oder in der freien Berufsausübung, darf reiflos für ihn geworden werden, sobald die abschließende Ueberforderung an Zeit und Kraft dahinläßt.

Die unterzeichneten Schwesternhäuser richten daher einen warmen Appell an alle Töchter, die sich dem Schwesternberuf widmen möchten, sich nicht durch die bisherige Strenge des Dienstes abhalten zu lassen, sondern sich bald einer Schwesternschule zur Verfügung zu stellen. Dann werden die heute im Dienst am Kranken stehenden Schwestern die nötige Entlastung erfahren, ohne daß deshalb an der guten Versorgung unserer Kranken Wichtiges abgebaut werden muß, und die zukünftige Schwesterngeneration selbst wird nicht mehr unumtöge Särten des Berufes zu tragen haben.

Kranken- und Diakonissen-Anstalt Neumünster-Bollwerk (gegründet 1888); Schwesternhaus vom roten Kreuz, Zürich-Flumten (gegründet 1882); Schwesternhaus, Pfingstengasse mit Krankenhaus in Zürich (gegründet 1901); Kranken- und Diakonissenhaus Bethanien, Zürich (gegründet 1911).

Unveräußerliches Gut

H.B. Wir denken uns manchmal, wenn wir uns heute einer Geißel berufen, wenn wir mehr Arbeit berichten, um unsere Hausangehörigen im Anbauwerk helfen zu lassen, wenn wir kein Fleisch oder weniger Brot essen, damit es den Kindern zukomme, und zu all diesen Einschränkungen nicht murren und klagen, wir wollen doch standhaft und tapfer sein. Diese Beherrschung, die Ueberwindung täuschlicher Gedanken gehört tatsächlich zu jener Haltung, die wir Mut nennen. Uns Frauen ist diese Art Tapferkeit zugedacht.

Mut zu beweisen vor tödlicher Gefahr setzt momentane Willenskraft und Begeisterungsfähigkeit voraus; Tapferkeit gegenüber den Tücken des Alltags verlangt eine starke, unerschütterlich gleichmäßige Seelenkraft. In dieser Tapferkeit müssen wir, die größte Zahl der Schweizerfrauen, uns heute bedürfen. Draußen aber, über unsern Grenzen wird wie jede menschliche Qualität auch diese innere Ausdauer noch in unerschöpflich schwereren Fällen gefordert, immer wieder hören wir, wie sie sich bedürftig und behauptet als etwas Wertes, das man keinem Menschen rauben kann. Damit wir uns ein Beispiel nehmen und

selbst aus der Bewunderung neue Kraft schöpfen, sei hier erzählt von einer Frau, die in den traurigen Umständen, ohne Hoffnung auf baldige Befreiung eine geistige Haltung behauptet, die wir kaum begreifen können. Sie ist als fast 50jährige Greisin aus ihrer Heimat, Deutschland, in ein Lager nach Südfrankreich gebracht worden, sie hat es erlitten, daß ihr in der Nacht durch das schadhafte Barackendach der Schnee aufs Haupt fiel, sie hat bitter gefroren und geschmerzt, sie tut es jeden Tag aufs neue. Ihren Angehörigen aber schreibt sie einen Brief, aus dem man weiß, man nicht um ihre Verschämung, entnehmen könnte, daß da eine bornahme alle Deme in Zurückgezogenheit und Mühe ihren Lebensabend verbringen, auf einem sonnigen Balkon liegend gute Bücher liest und ihre Gedanken dazu fährt. Manchmal bekommt sie im Lager ein Buch, sie freut sich, wenn sie Maurois lesen darf, sie hat die schönen Naturbeschreibungen in "So grün war mein Tal" besonders genossen, sie urteilt über das verschiedene Können von italienischen Dichtern, die sie sehr liebt.

Nur ganz nebenbei erfährt man, daß ihr in der Nacht die Mäuse ein Kleid und ein Paar Strümpfe fast vollständig zerfressen haben, und erst, wenn man liest, daß die nun über Achtzigjährige immer nur kurze Zeit lesen kann, weil auf dem kleinen, harten, lehnlosen Holzban-

lehn! der Rücken so sehr schmerzt, erst da wird man wieder jäh daran erinnert, daß hier nicht eine Glücklich ihre Lebensabend die literarischen Genüssen verbringt, daß sich vielmehr eine Verjagte, von ihren Angehörigen getrennte alte Frau trotz schwerer Strapazen den Mut nicht brechen läßt und sich in ruhiger, aufrechter Zuversicht zum Interesse am Einzigen zwingt, was auch die traurigste Welt einem Menschen nicht rauben kann, zur inneren geistigen Freiheit, zur gefestigten, ruhigen Zuversicht.

Wir erfahren dies von einer über achtzigjährigen Frau! Werden auch die Jüngern ihr Geschick so tapfer tragen? Oder ist es vielleicht so, daß gerade die greisen Menschen, deren Blut ruhiger fließt, sich nun fähler in das Unabänderliche fügen können, daß sie einem schmerz Lebensabend entsagen können, weil es ja nicht mehr so sehr drauf ankommt, weil sie diese letzten Jahre verbringen? Wir hoffen, daß auch die Jungen den Mut haben, zu glauben, daß die Zukunft nicht endgültig zerbrochen sei.

Wir aber lernen aus den gefassten Worten einer alten Frau, wie auch aus der Möglichkeit gegeben wäre, uns tapfer zu halten, wenn ein schweres Geschick uns treffen sollte, und wie dieses Tapfersein das Einzige ist, das niemand uns entziehen kann.

Zweierlei Frauenschicksal in China

Von Olga Lee

Das neue China gibt der Frau allen Spielraum, das alte China bindet sie in den Kreis der Großfamilie. Das beide Lebensformen heute nebeneinander bestehen, zeigen die Schilderungen unserer Mitarbeiterin in Peking. Neb.

I.

Eine altmodische Schwiegermutter

(Wahre Begebenheit)

In einer großen Stadt in Nordchina lebt ein sehr reicher Bürgermeister. Alle Bürgermeister in China sind sehr reich. Und dieser Bürgermeister hat eine Frau, die kleine Füsse hat, nie in die Schule gegangen ist und sehr häßlich ausseht. Diese Leute haben einen Sohn, der natürlich auch sehr reich ist. Er arbeitet nach dazu auf einer Bank, obwohl er an Fallsucht leidet.

Die Bürgermeisterin suchte eine Frau für ihren Sohn. Die Frau sollte jung, schön und geboriam sein.

In einer andern großen Stadt wohnte eine Familie, die eine hübschliche Tochter hatte. Und weil die Familie Geld brauchte, bestimmte man die Tochter zur Braut. Als sie die Mittelschule absolviert hatte, wurde auch bald die Hochzeit mit orientalischem Pomp gefeiert.

Die junge Frau ist neunzehn Jahre alt, das heißt, sie ist erst sieben Jahre alt nach westlichem Kalender. Sie ist jetzt bei der Schwiegermutter, während ihr Gatte in einer andern Stadt wohnt. Die Schwiegermutter aber läßt sie nicht aus dem Hause; denn das schickt sich nicht, daß die junge Frau mit ihrem Gatten zusammen wohnt. Sie gehört in die Familie des Bürgermeisters. Kommt der Gatte einmal auf Besuch nach Hause, so wird der jungen Frau nicht einmal erlaubt, mit ihm zusammen auf die Straße oder ins Kino zu gehen. Das schickt sich alles nicht. Eine Frau darf doch nicht in Gesellschaft ihres Mannes auf der Straße gesehen werden. So etwas hat man doch nicht gehört. Was die junge Frau dennoch einen Ausgang für sich machen, da gehört es sich, daß sie zuerst zu ihrer Schwiegermutter geht und sie um Erlaubnis bittet, die ihr nur gegeben wird, wenn die alte Frau vollkommen einverstanden ist. Dann muß die Frau um Geld bitten, damit sie Einkäufe machen kann. Nur wunderstellen bekommt sie etwas Kleingeld. Und nun soll sie noch vor der Alten niederknien und den Boden mit ihrem Kopfe betasten, als Zeichen allergrößter Verehrung. Dann kann sie endlich weg, muß aber in aller Eile wieder zurückkehren.

Zu Hause wird sie wie eine Sklavin behandelt. Essen darf sie nicht mit den Schwägerinnen oder ihren Schwiegereltern oder ihrem Gatten, wenn der daheim ist. Sie ist mit den Kindern der Schwägerinnen und deren Ammen und Mägden. Sie sähen und essen mit den Kindern, sitzen auf den Tisch und unternehmen Dinge, das einem der Appetit vergeht.

Schlafen darf sie auch nicht allein oder mit ihrem Gatten. Sie schläft mit den Kindern der Schwägerinnen, die ihr Welt beschmutzen dürfen, und die sie niemals bedekt darf.

Die junge Frau ist krank geworden. Sie hat Schwindel. Der Arzt sagt, daß sie in ein Sanatorium muß, denn sie am Leben bleiben soll. Die Schwiegermutter aber läßt sie nie aus dem Hause, die junge Frau ist ihr Nechtun. Scheiden lassen kann sich das Mädchen nicht; denn das wäre eine Schande. Ihr eigener Gatte wird nicht für sie eintreten; denn er ist ein guter, gehoramer Sohn und wird nie etwas gegen den Wunsch seiner Mutter tun. Er wird von allen altmodischen Leuten bewundert und als Vorbild hingestellt, weil er gehoramt und nie niemals seinen Sorgen macht. Die junge Frau bleibt also im Hause. Die Schwiegermutter weiß besser, was mit ihr gemacht werden soll, sie hat ja so lange gelebt. Was weiß ein westländisch gebildeter Arzt, der noch dazu kein Geld hat, von Krankheit?

Die Schwiegermutter der Bürgermeisterin liegt im Bett. Sie hat keine Ruhe, sie hustet. Alle möglichen Getränke, die die Alte zusammengebracht hat, muß sie nun trinken. Niemand kommt sie besuchen. Ihr eigener Mann wird ihr getrennt, nun vollkommen getrennt; denn seine Eltern haben Angst, daß er vielleicht auch krank würde. Ihre eigenen Eltern kommen nicht, weil die Tochter nun eben einer anderen Familie angehört und so zur Fremden geworden ist. Das Mädchen weint. So jung, und sie soll sterben. Sie wird in einem schönen Sarge liegen; der Beisetzungs wird großartig werden, denn der Bürgermeister hat Geld. Und ihr Vater und ihre Mutter werden sagen können: „Unsere Tochter heiratete in die Familie des Bürgermeisters. Sie starb nach einem halben Jahre, aber die Beerdigung war großartig.“ Und das ist ihr einziger Trost.

reife empfängt, die infolge von Griffs Widerspruch des Kindes Sache zu ihrer eigenen machte. „Ain, das hätte ich nicht von dir erwartet. Was kann denn das Mädchen dafür, was kann es dafür, Griffl, das möchte ich wissen?“

„Die nichts“, meinte Griffl, „aber Ihr habt sonst immer gesagt, die ledigen Kinder seien eine Last für die Gemeinden, und es sei eine Sünde und eine Schande.“

„Ja, und das ist wahr, aber das Kind wird keine Last für die Gemeinde. Verena ist ein rechtcs Mädchen und wird sich dafür sorgen, daß aus dem Kinde etwas Tüchtiges wird. Und daß du es nur weicht, Griffl, das Mädchen hat mich als Patin angenommen.“

„Das ist harter Tabak“, sagte verblüfft Griffl, „das werdet Ihr abgeben haben?“

„Warum?“ fragte herausfordernd Mamfell, „warum? Sie hat niemand, und da ist das Kind nun einmal, und getauft muß es werden... Freilich“ sagte sie etwas kleinlaut hinzu, „es wäre mir schon lieber gewesen, es wäre kein lediges, und ich will auch noch zum Pater und hören, was er dazu sagt. Nach dem Mittagessen gehe ich.“ Und nach dem Mittagessen ging sie. Sie legte dem Pater den Fall vor, betrauerte sich zuerst mit eifrigen Worten dagegen, daß er etwa glauben könnte, sie wolle dem Leidtun und der Sünde die Wege ebnen, und schickte ihm dann Verena und das Kind. „Was kann es dafür, Herr Pater, das arme Wärdchen?“ schloß sie ihren Vortrag.

„Nichts, liebe Mamfell Peters, und als seine Patin

können sie helfen, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen.“

„Inferment!“ sagte Theres. „Und Herr Pater, während Sie nach der Taufe eine Tasse Kaffee mit uns trinken? Ich muß ihr doch einen Kaffee bereithalten.“

„Gewiß, gerne“, sagte lächelnd der freundliche Mann, der früher hier und da gegen die allzu große Strenge des Fräuleins in solchen Dingen zu Felde gezogen war.

„Also am Sechzehnten nachmittags.“ Damit verabschiedete sich Mamfell Peters.

Am Nachmittag schrieb sie Verena. Es dauerte lange, bis der Brief fertig war. Weil sie es für ihre Pflicht hielt, Verena immer wieder vor Augen zu führen, was für ein Unrecht eigentlich mit dieser Taufe verbunden sei, so sang sie ihren Brief damit an, ihr mit Ernst ins Gemüthe zu reden. Als sie das Geschriebene aber überlas, fand sie es doch nicht postend, dem armen Mädchen immer wieder Vorwürfe zu machen, und sie geriet den Brief und begann einen andern. Darin sprach sie besonders von dem Kinde und was für eine Freude sie nun an dem Kleinen haben müsse, und daß sie nun ihr ganzes Leben lang nie einjam sein würde, möge kommen, was da wolle.

Aber auch diesmal war sie nicht zufrieden. Das sie eigentlich ein Brief für eine Mutter, die in Ehren ihr Kind wiege, und nicht für ein lediges Mädchen. Zuletzt schrieb sie kurz und freundlich, daß der Pater ihr geraten, die Patenstelle zu übernehmen, damit

sie helfen könne, das Kind auf den rechten Weg zu führen.

„Es ist merkwürdig“, sagte sie halblaut, über sich selber den Kopf schüttelnd. Dann gab sie Hans den Brief zur Beförderung.

In den Tagen, die nun kamen, hatte Mamfell Theres viel zu tun. Sie räumte die kleine Kammer aus, unten neben dem Eßzimmer, die dazu gebiert hatte, allerlei Vorräte zu beherbergen. Sie hatte mit Griffl Beisetzungs aus den Kisten hervorgeholt, der Hans hatte das große anderthalbthälige Bett heruntersuchen müssen, das noch von der Urgroßmutter stammte und nie gebraucht wurde. Griffl mußte auch einen großen Steinring aus dem Keller holen und einen passenden Strophen dazu suchen als Wärmevlöge für das kleine. Bei allem war sie so vergnügt und zufrieden, wie schon lange nicht mehr.

Wie selber unbekannt, war die Freude, das kleine Geschöpfchen halb im Hause zu haben, die Triebfeder von all ihrem Tun. (Fortsetzung folgt.)

Gefühle um einen Ofen

Wie sehr mir die Wohnung gefiel, vermag ich kaum zu sagen. Sie hatte dunkle, schwere Eichenüren, an denen kunstvolle Messinghaken laust erglanzten; der Blick aus den Fenstern ging in einen Baumgarten, an dem höherem Baum standen fremdbindend, goldbelegten Wärdern gleich, sanft nickende Sonnenblumen. Die Nachbarn neben durften hüben und einen kräftigen Jaß auf den Tisch klopfen, ohne daß Befehl bestand, daß die guten Tassen in der Birrine angstvoll

eritterten; denn die Wände waren solid gemauert und so brauchte ich auch nicht Sorge zu sein, denn die Leute im oberen Stock keine Zwillingkeiten mit lauter Stimme besetzten.

Ich bin dennoch ich konnte mich einfach nicht entschließen, den Mietvertrag zu unterzeichnen. Sonnenblumen, solche Wände, der Blick auf den Baumgarten — alles in Ehren, aber die Wohnung besaß keine Zentralheizung. In jedem der gefälligen Zimmer fand ich wenig verschämt und doch nicht zu übersehen, ein Döselchen aus bunten Radeln. Gewiß, sie hatten sich bescheiden in eine Ecke zurückgezogen, doch mir war ihre Gegenwart dennoch so offensichtlich.

Die Zentralheizungswerke hatten mich durch ihre beinahe charakterlose Anpaßungsfähigkeit verwöhnt. Mir Umbauarbeiten hatten ihre Wärme dantes absperrt, aber die Spender der Guttat waren wir zu veranlagen gewillt. Sie mußten sich fähmal und bän machen, sie sollten sich vertreiben; denn unter Sucht mit, wir nannten im Raumgefäß, habete wohl Wärdern und Wärdensänger, Wärdertreter und Kälteerzeuger, aber den Spender alles Guten, des herrlichen Wärme, im duldeten wir nicht.

„Ich die Wohnung zu als Ofenheizung.“ Das war in mich die Wohnung ein Werturteil schlüssiger Art; gleich nachher kam die Wohnungsgabe oder der Schimmler. Ich weiß nicht, wels jeder Geist mich dennoch bewegen hat, den Mietvertrag für die Wohnung mit dem Ofen zu unterzeichnen.

Auf alle Fälle weiß ich, daß ich dem Ofen, auf solchen eizernen Beinen stehenden beim Einräumen manch feindlichen Blick zuwarf. Die Ständerlampe

Inland

Die der Vorleser des Volkswirtschaftsdepartements mittel, ist nicht begriffen, die Sommerzeit wieder einzuführen.

Unter dem Namen „Sonderkammer für die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und Albanien“ ist in Loujane die Vereinigung ins Leben gerufen worden, welche die Vertiefung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern studiert.

Die Erhöhung der Lagen der Bundesbeschlüsse sind eriolgen für den Uebertritt auf 1. März, für den Ferienubertritt auf 1. April. — Die Veranlassung der SBB, befalls, überum 300 Mio. Franken aus U. S. A. elektrifizieren und Auslandsfrüchtlingen sind 515 Studierende, denen Gelegenheit geschaffen wird, in Hochschulen der Studien an den Universitäten von Freiburg, Genf, Lausanne und Neuchâtel fortzusetzen.

Kriegswirtschaft: Die Lebensmittellieferungen im Februar 1944 sind wenig verändert. Die ganze Beihilgungsbudget wird von 400 auf 500 Gramm erhöht. Die Zulagen für Konfitüre, ober Konjunkt und Traubenkonjunkt werden um je 250 Gramm erhöht. Die Ration für Eschafaltee (bzw. Tee, Kaka) erhöht, mit Ausnahme der Kinderkarte, eine Erhöhung von 50 Punkten. Die Ration für Milch erhöht. Die Ration für Fleisch erhöht wird auf 1200 Punkte erhöht. Erstmals enthält die Februar-Karte Coupons für 50 Gramm Speck oder Schweinefleisch. Die Konfiserieerhöhung wird um 50 Punkte gestrich.

Ausland

Das neue Budget der Vereinigten Staaten liegt 90 Milliarden Dollars für Kriegsausgaben vor.

Nach der Beilegung der Lohnbifferenzen in den von der Regierung der U. S. A. beschlagnahmten Eisenbahnen wurden dieselben ihren privaten Besitzern zurückgegeben. Dagegen sind in 84 Stahlwerken Fortwelmertätis die Arbeiter wegen Lohnstillen in den Stand getreten.

Ministerpräsident Churchill ist, nachdem er im Maratich Beratungen mit de Gaulle gepflogen hatte, wöblicherweise in London eingetroffen und hat bereits an einer Ueberausführung teilgenommen.

In London hat die erste Sitzung des Londoner Europa-Ausflugsausschusses stattgefunden, dem General Eisenhower als U. S. A. Vertreter und Auslandsangehöriger. Der Engländer Donalson wurde zum Generalsekretär ernannt.

General Eisenhower ist in London eingetroffen und hat das Kommando der Westfront übernommen.

Auf die Erklärungen der Britenregierung Polen betreffend der russisch-polnischen Grenze, hat eine offizielle Meldung Moskau erwidert, daß Polen offenbar die Anerkennung der Curzonlinie umgehen wolle, und daß die Sowjetregierung nicht in der Lage sei, offizielle Verhandlungen mit Polen zu eröffnen, mit dem sie nicht in diplomatischer Beziehung stehe.

Estland hat mobilisiert, will also offenbar einen allfällige Einbeziehung in die Sowjetunion zu Felde ziehen.

Die circa 360 türkischen Studenten, die im Berlin studierten, sind von ihrer Regierung angewiesen worden, an Schweizerischen Universitäten weiterzuzugreifen.

Die Wände des hänischen Schriftstellers Kai Mann wurde ein hänischer Nationalsozialist ermittelt; die deutsche Polizei erlaubte eine weitere Verfolgung nicht. In Kopenhagen wurde das ganze hänische Volkstheater — es soll sich um 5000 Mann handeln — durch die Besetzungsbehörden interniert.

Beim Bombardement von Sofia sind die Germanisch gegen Romo geist weiter. Eine Genesoffenheit General v. Manstein ist im Gange, die offenbar die Freilegung der Balmintie Emilia-Winniza zum Ziele hat.

Reichsstaatskanzlei

Diffrant: Die russischen Truppen haben nach schlingen kämpfen die ausgedehnten Stellungen der Wehrmacht vor Leningrad durchbrochen und damit die noch immer zum Teil belagerte Stadt befreit.

Aus dem Gebiet der Wärdensänger werden Rückzüge der Deutschen gemeldet. Im Kampfgebiet Nowosolowitsk festigen die Russen ihren Vormarsch fort, der deutsche Widerstand hat sich vertieft. Der russische Vormarsch gegen Romo geist weiter. Eine Genesoffenheit General v. Manstein ist im Gange, die offenbar die Freilegung der Balmintie Emilia-Winniza zum Ziele hat.

Italien: Die deutsche Garigliano - Stellung wurde in erheblichen Kämpfen von den Alliierten durchbrochen. Gerardo und Monte Trocchio wurden von den Alliierten besetzt.

Sankt Petersburg: Die Stadt Braunschweig wurde in schwerem Umfang größtenteils zerstört. — Alliierte Bomber griffen die japanische Wärdensänger Raubau an.

fe oft ein ausschlaggebender Faktor bei Entscheidungen.

Hier hat nun die geistige Anteilnahme an den Fragen unserer Landes, welche in den Frauengruppen gefördert wird, einem Mann nicht nur imponiert, sondern sicher auch erleichtert, die Bedeutung und die Wirkungsbedingungen der Frau in unserer Volksgemeinschaft recht zu erfassen.

Das ist erfreulich. Noch erfreulicher ist, daß es sich hier um einen Fall handelt, der sich häufig wiederholt. Nur führt uns der freundliche Zufall nicht immer so deutlich darauf. — Diese Frauengruppen, welche im Dienste gemeint waren, kommen allmonatlich zusammen zu einer Orientierung und Aussprache über staatsbürgerliche, erzieherische u. a. Fragen. Die beschriebenen Vorträge werden jeweils durch Diskussionen im gegenseitigen Rahmen ergänzt.

Die Mode ein Spiegel der Zeit

Diese ganze Modenarbeit meint, nach Belieben ihrer geschmacklosen Mittelteil zu frönen und gehört in Wahrheit unbestimmt einem unsichtbaren Regenten, der sie nützt, den inneren Charakter einer Zeit, ihre Stimmung, Gesinnung, Auffassung, Sitten symbolisch im Kleinen, im Kleinen darzustellen, sagt bittig Fr. D. Richter.

Zunächst bietet die Geschichte der Mode ein Spiegelbild der jeweiligen Zeit. Dies natürlich nur in bezug auf die großen Modeperioden, die zugleich mit geschichtlichen Epochen im Leben der Völker begannen und endeten. Die Zeit vor, während und nach der französischen Revolution bietet ein besonders gutes Beispiel dafür.

Die strenge Klaffenordnung im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts nach ihren besonderen Ausdruck zunächst unter Ludwig XIV. Majestät und Unnahbarkeit traten in Formen, Vätern und all den freien Modebestandteilen in Erscheinung, deren Geburtsland Spanien war, besonders auch in der Allongeperücke, um deren erhöhter Wirkung willen der Bart beschneiden mußte, und in ihrem Gegenstück, der Fontange nach ihren bis zu einer Elle hohen Turmhäuben der weiblichen Frisuren. Die herrschenden Klaffen frönten dem Nichts, also konnte und sollte die Mode zur Arbeit unfähig machen; sie verdammte speziell die Frauen beinahe zur Bewegungslosigkeit.

Schon die Unnatürlichkeit in der Mode hätte einem Rousseau den Mut, „Juridisch zur Natur“ entlocken können. Doch erst die Revolution mit ihrer Verächtlingsmachung der höfischen Aristokratie trug deren Umwandlung in Gestalt von Perücken, Hüpfen, Haararbeiten, Schürkleibern und andern Wertverpönderungen der Unnatur zu Grabe. Man wollte zur schönen Einfachheit der großen Zeiten der Griechen und Römer zurückkehren. Doch die Sehnsucht nach antiker Einfachheit und Klaffigkeit, wie sie sich in der Empirie ohne ausdrückt, war nur künstlich entfacht worden und wurde bald durch Reaktion als Kind der Restauration abgelöst. Am liebsten hätte man das Kad der Zeit zurückgebracht, auch in bezug auf die Kleidung, in der Meinung, wenn man die alten Sitten wieder annähme, man sich auch in die alten politischen Einrichtungen gewöhnen würde. Denn „Moden, welche den Stempel der Knechtschaft und Eitelkeit tragen, alle Freiheit der Bewegung unterdrücken, führen auch zu Sklavensinn“ folgte daraus im Jahre 1830 der Verfall einer „Proklamation an die Franzosen“.

Nach in den behaglichen Farben spiegelt sich der Geist der Zeit. Die Renaissance wagt schwere Farben adäquat ihrem Leben, so: Purpurrot, tiefes Blau, gefärbtes Orange, schwebendes Violett. Das Barock: kaltes Prachtblau, gelbes Rot in Verbindung mit Gold. Im Rokokoismus auf der Höhe seiner Macht dominiert auch in der Kunst Gold auf Schwarz und Weiß. Die Lieb-

Aber die Frauengruppen haben auch bereits eine Geschichte.

„In den erregten Wochen nach dem Generalstreik von 1918 riefen durch die Zürcher Frauen in der Stadt bereitete Flugblätter die Frauen zur Versöhnung auf. 2000 Zürcherinnen aller Stände erklärten sich unterschrieben bereit, das ihrige beizutragen zu besseren Beziehungen der Frauen verschiedener Lebenslagen und Volksschichten; Quartierweise in der ganzen Stadt zusammenzufassen Frauengruppen zu bilden und suchen durch Aussprachen in monatlichen Zusammenkünften diesem Ziele näherzukommen.“

Seute vermitteln die Zusammenkünfte der Gruppen vor allem Frauen, welche sonst keine Gelegenheit zur Orientierung in politischen Sachen haben, Belehrung und Anregung.

lingstarben des Rokoko: statt Gold das kraftvolle Silber, Sellia, Graublau, Strangel, Zeltrosa, erloschenes Grün, durchweg gedrochene Farben, gleich einem Vorzeichen des bevorstehenden Zusammenbruchs.

Alle unsere männlichen Kleidungsstücke sind Kinder der französischen Revolution, haben dann freilich noch anderler Entwürfen durchgemacht, speziell durch den Einfluss Englands. In bezug auf die politische Bedeutung spielte kein Kleidungsstück je eine so bedeutsame Rolle wie der Herrenhut. Anfang des 19. Jahrhunderts sammelte sich der Liberalismus unter dem schwarzen Zylinder, der als Puritanerhut von Amerika gekommen war. Die Begeisterung für das im Freiheitskampf begriffene Nordamerika hatte ihn bei gleichgesinnten Europäern in Mode gebracht. Bald galt er als Abzeichen der Volksmänner und Republikaner, wurde dieserhalb verfolgt, ebenso wie nach 1848 der „demokratische“ graue oder braune Zylinder mit breitem Rand.

Im 19. Jahrhundert trat die Abhängigkeit der Mode vom Wirtschaftslieben immer härter hervor. Der Modewechsel wurde immer häufiger bedingt durch Konjunkturlage sowie durch Veränderung der Einkommensverhältnisse gewisser Schichten. „Für das Wirtschaftslieben“, stellt Sombarth fest, „sind es zwei notwendige Begleiterscheinungen jeder Mode, die vornehmlich in Betracht zu ziehen sind. Erstens: die durch sie erzeugte Wechselhaftigkeit und zweitens: die von ihr bedingte Vereinfachung der Bekleidungsart.“ Die moderne Mode wird charakterisiert durch die Einbeziehung weiterer Gebrauchsgüter wie z. B. Wäsche, und eine gewisse Verallgemeinerung über soziale Klassen hinweg. Die Nachahmung ihrer Modelle in minderwertiger Ausführung zwingt die gehobenen Schichten, auf immer neue Veränderungen zu sinnen. Diese sind schon jetzt Jahrzehnten verhältnismäßig unbedeutend und beziehen sich in der Hauptsache auf die Länge, Weite und Faltung der Röcke und Mäntel. Seitdem der Sport als ein das gesellschaftliche Leben beherrschender Faktor aufgetreten ist und immer mehr alle Bevölkerungsschichten einbezog, hat sich die Mode immer unterteilt. Ihre Grundform wird nun immer bedingt durch die wichtige Forderung: irdie Beweglichkeit des Körpers. Auch die Männerwelt profitiert davon, was im Sommer allerorten und bei allen Schichten des europäisch-amerikanischen Kulturkreises zu beobachten ist, ebenso wie eine freiere Gestaltung des gesellschaftlichen und Familienlebens. In jedem Fall wirkt die durch den Sport bedingte einflussreiche Mode verjüngend, was in unserer Zeit des Konkurrenzkampfes, den auch die Frauen zu bestehen haben, wichtig ist.

Als Beweis für den Einfluss der Politik auf die Mode sei an folgende Tatsache erinnert:

Als England sich aus Protest gegen ihre Unabhängigkeit von der Pariser Mode unabhängig machen wollte, wehrte sich Paris dagegen, indem es sich mit der englischen Textilindustrie verband und die schottische Mode einführte. In gleicher Weise arbeitete die Pariser Mode für Frankreichs Interessen, indem sie nach dem Russisch-Japanischen Krieg Kimonos und Russenblusen auf den Markt brachte.

„Die Erscheinung, die wir Mode nennen“, ist also tatsächlich „eine notwendige Neuerung des Zeitgeistes“ (Julius Seiffing). In dieses Wortes wägrer Bedeutung wird sogar durch die Not mancher Moduriten verwendet, indem sie deren Ergänzungs- u. z. B. Spitzen oder Stickereien — lanciert. Man darf auch die Mode niemals allein auf die Kleidung beziehen, viele andere Dinge stehen unter ihrem Gesicht, z. B. Kunstgewerbe, Kunst und ein gewisser Teil der ganzen Lebensführung. „C'est à la mode“ zu bezeichnen, wurde im 17. Jahrhundert Gesetz für die elegante Welt und tief sogar manchen Stenpfeiler auf den Plan. „Moden sind verflochtliche Manieren. Und Manieren sind Persönlichkeiten geworden Moden“, stellt der Modepsychologe Norbert Sieff fest. Und weiter können wir mit ihm sagen: „Frauenmoden sind Gegenpart geordneter Sittengeschichte. Was die Mode zeichnet, formt und koloriert, sind keine Nebenächlichkeiten, es sind die kulturellen Anschauungen, die sozialen Bestrebungen, die politischen Ziele und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker, Stände und Geschlechter.“ Else Platau.

Unterstützungsbeiträge an den geschiedenen Ehegatten strafrechtlich betrachtet

Von allen Schulden, welche ungen bezahlt werden, gebührt gewiß die, im Scheidungsgericht auferlegten eines Ehegatten gegenüber dem andern, zu dem am widerwilligsten erfüllt.

Bekannt ist das Beispiel des früheren Ehegatten, der fast lächelnd erklärt, man solle ihn für Unterstützungsbeiträge nur betreiben, es sei doch nichts zu holen. Wohlweislich sei nichts zu holen, denn es sei ihm doch zu bumm, mehr zu arbeiten, als für seinen eigenen Unterhalt nötig sei. Das müßte bis anhin der andere hören, ohne sich wehren zu können.

Im neuen Strafrechtsgesetz ist auch — ein Zeichen der Zeit — mittelbarer und unmittelbarer Familienjahd bezurteilt. Eine spezielle Kategorie von acht Artikeln umschreibt die „Verbrechen und Vergehen gegen die Familie“. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Art. 217 StGB. Er trifft familienfeindliche Gesinnung, welche tutage tritt, wenn die Vernachlässigung der Unterstützungsspflichten aus „höhem Willen, aus Arbeitsleide oder aus Haderlichkeit“ erfolgte. Wären nun mit Art. 217 StGB auch Unterstützungsbeiträge an geschiedene Ehegatten gemäß Art. 152 StGB gestraft? Das Gesetz spricht lediglich von der Befolgung familienrechtlicher Unterhalts- und Unterstützungsspflichten gegenüber „Angehörigen“. Kann bei geschiedenen Leuten von Angehörigen die Rede sein? „Angehörige“ nach dem Gegensatz zu den „häusigen“ Vormonaten? Man rätet hin und her, was übrigens gar nichts schadet, da man sich dann nur mehr anstrengt — und findet doch keinen Grund für den momentanen Umsatzrückgang.

Da kommt der Januar und bringt noch die größere Ueberraschung. Die Umsatzzahlen sind außergewöhnlich hoch im Vergleich zu den früheren Jahren. Was ist denn da wieder los? Allmählich wird der offensichtlich wahre Grund klar: alles ist sehr teuer geworden, Bekleidung, Lederwaren, alle Geseckenartikel, und doch wollen die guten Leute ihren Lieben etwas schenken, und das will bezahlt sein. Wie groß war da die Versuchung, die notwendigen Lebensmittelleinkäufe einzuschränken und unterdessen von den Notvorräten zu zehren... mit dem Hintergedanken, in den ersten Januarstagen die letzten Dezember-Rationierungsmarken einzulösen mit der Neujahrsgratifikation oder dem Dezemberereinkommen.

Diese auffällige Erscheinung hat ihre erste Seite: sie zeigt nämlich, daß weite Volkskreise von der Rappenseite her außerordentlich gedrückt sind, mehr als in den früheren Jahren. Es ist nicht zu hoffen, daß auch die Arbeitgeber von

unterschiedlichen sprachlichen Fassungen eines entscheidende Rolle, wie aus folgendem hervorgeht:

In einem Scheidungsprozess wurde der schuldige Ehegatte zur Zahlung einer Monatsrente an die geschiedene Frau verurteilt. Als er nicht zahlte, wurde ein Strafverfahren wegen Vernechtung der Unterhaltungsspflichten gegen ihn eingeleitet, doch sprachen ihn die Neuenburger Gerichte beider Instanzen frei, weil es sich hier nicht um den Unterhaltungsanspruch eines „proche“ (Angehörigen) handelte. Der neuchâtelner Appellator rückte gegen diesen Freispruch Nichtigkeitsbescheid ein.

In einem Urteil vom 1. Oktober hat der bündnergerichtliche Kassationshof die Unzulässigkeit abwiesen den den Zinsen (Angehöriger) prochein; gli zivilem gegen den Grundbegriff „nulla poena sine lege“ (keine Strafe ohne Strafgesetz) liegen, der in Art. 1 StGB ausgesprochen ist, denn das Gesetz ist im „richtigen“, der Abicht des Gesetzgebers entsprechenden Zerte enthalten.

Die Rechtswissenschaftliche ist die Entschuldigungsentscheidung heranzuziehen. Sie zeigt, daß die eidgehörigen Räte den geschiedenen Gatten nicht schuldig lassen wollten. Unter diesen Umständen verdient der italienische Text den Vorzug.

Die Wichtigkeitsbescheid wurde bei neuchâtelner Generalprokuratur wurde aber gut geachtet, das kantonale freisprechende Urteil aufgehoben und die Angelegenheit zu neuer Beurteilung im Sinne der Erwägungen an die Neuenburger Gerichte zurückgewiesen. (R. 3. 3.)

Bei der Praktikierung dieser Auffassung von Art. 217 StGB, wird es für den verpflichtetsten geschiedenen Ehegatten wohl weniger bumm sein, sich nicht durch bösen Willen, Arbeitsleide oder Haderlichkeit an der Leistung der Unterhaltsbeiträge hindern zu lassen, als eine Zeit von drei Tagen bis drei Jahren, je nachdem, im Gefängnis zu verbringen.

Versammlungs-Anzeiger

- Biel:** Vereinigung für Frauenstimrecht Mittwoch, 26. Januar im Saal Petropol, 18.15 Uhr: Generalversammlung. Nach den geschäftlichen Transakten, um 19.30 Uhr: Gemeinames Nachessen. Um 20.15 Uhr: Untere Arbeit (Mitschid und Ausblick, Dr. Dimec, Zwill), Nachher keine Auführung „Benediktum“, verfasst von Dr. Clara Stöckel.
- Bürch:** Suceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 24. Januar, 17 Uhr: Mitteltellon. Kommen von Ellen Benoit, Sabran, aus Gen: Françoise Grandam, Bannitt, aus Gen: Marie von Zully, Boffan, Bach, Mozart, Chopin, Schumann, Debussy, Rabel. Eintritt Franken 1.50.
- Bürch:** Frauenstimmrechtverein, Dienstag, 26. Januar, 20 Uhr, im Klubzimmer des Rotkreuzhauses: Generalversammlung, Jahresbericht und -rechnung, Ballen; Bildung einer Aktionsgruppe. — Gäste willkommen.
- Bürch:** Frauencentrale, Mittwoch, 26. Januar, 14.30 Uhr, Schanengraben 29. Mitglieder- und Delegiertenversammlung; Ungeladene Aufgaben in der Flüchtlingssorge. Referenten: Feldprebiger, Rudolf Müller (Chef des Flüchtlings- und Geflüchtenbüros in den Aufnahmehäusern); Walter Paul Vogt, Ambeständliche Flüchtlingshilfe.
- Redaktion**
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Bürch 5, Stummstrasse 25, Telefon 3 22 03.
Feuilleton: Dr. Fritz Meyer, Bürch, Theaterstrasse 8.
- Verlag**
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elie Jäublin-Spiller, Rüschberg (Bürch).

Verkaufsmagazine Freitag, 21. Januar 1944

Zürch: Madretsch
Winterthur: Olden
Wädenswil: Solothurn
Morgen: Thun
Oerlikon: Burgdorf
Mellen: Langenthal
Alttetten: Neuenburg
Biel: LaChaux-de-Fonds
Biel: Luzern

Schaffhausen: Buchs
Neuhausen: Appenzel
Chur: Heilsau
Frauenfeld: Kreuzlingen
Brugg: Kreuzlingen
Baden: Wil
Zug: Basel
Glarus: Liestal
St. Gallen: Lauten
Rorschach: Pruntrut
Alttetten: Delsberg
Ebnat-Kappel: Zolingen

MIGROS
«Die Zeitung in der Zeitung»

Wir schenken Ihnen Vertrauen!

Sind wir deshalb die Dummen?

Erstens schenken wir 1941/42 jedem Inhaber einer Stamm-Kundenkarte einen Anteilchein, ohne zu untersuchen, ob er viel bei uns gekauft habe oder ziemlich wenig, zweitens zahlen wir nun jedem Genossenschafter auf diesen geschenkten Anteilchein 4 Prozent = Fr. 1.20 aus oder schenken ihm eine Buch oder eine Kunstmappe in noch höherem Wert, ohne daß wir untersuchen, ob er viel gekauft hat bei seiner Genossenschaft oder nicht. Andere Genossenschaften führen über die Treue ihrer Mitglieder eine Buchhaltung. Darin sind die Käufe säuberlich aufgeschrieben, und man kann sein Mitglied „kontrollieren“.

Aber eben, das Buchhalten braucht die Zeit der Verkäuferinnen und Verkäufer, und diese Zeit kostet Geld. Deshalb wollen wir lieber

Vertrauen schenken anstatt Spesen machen, um zu kontrollieren!

Beim rechten Schweizer ist es so, daß geschenktes Vertrauen seinerseits Vertrauen erzeugt. Ein Verhältnis dieser Art ist menschlich wertvoller und praktisch wirksamer als das „Zug um Zug“ oder das „Auge um Auge“. Schließlich ist die Migros von allem Anfang an durch dieses große Denken selbst groß geworden und kann nur groß bleiben, wenn sie weiter großherzig denkt!

Wenn es nicht heute ist, so wird es morgen sein. Wir wissen nämlich genau, daß viele heutige Genossenschafter auch Kunden anderer Lebensmittelgeschäfte sind und sich unsere Kundenkarte nur sichernden, um „Pigge und Mühe“ zu haben. Sie dachten: Doppelt genäh hält in dieser schweren Zeit besser. Das macht uns gar nichts aus. Der Geist, in dem wir handeln, wird diesen Genossenschaffern durch den „Brückenbauer“ und durch die „Zeitung in der Zeitung“ zugetragen und, so hoffen wir, bewirken, daß sie der Vorteile beim Einkauf bei der Migros immer mehr gewahr werden und uns ganz von selber immer stärker Treue halten.

Vertrauen ist in der zerrissenen Welt von heute das Wichtigste. Wenn wieder Vertrauen von Mensch zu Mensch und von Staat zu Staat errichtet ist, dann erst wird man von Frieden reden können. Das Wichtigste ist aber, daß jeder, jeder Mensch

und jeder Staat, dem Nächsten ohne Markten Vertrauen schenkt, um Vertrauen zu ernten. Einer muss nämlich danach anfangen; wir haben es in unseren vorbehaltlosen Vertrauensgewähren bereits getan. („Wir Brückenbauer“)

Zahlen lassen tief blicken

Durch unsere trockenen Umsatzzahlen sehen wir sozusagen in Herz und Küche unserer lieben Gegenpartner — der Käuferinnen. Da sinken in den letzten Dezemberwochen die Umsätze zum Teil ganz bedenklich. Man fragt sich, wo es da nur fehlen kann. Unsere Ware ist billig — wenn man heute noch so sagen darf — und gut, der Service wurde verbessert. Was ist denn da nur los, daß wir keine Umsatzzunahme haben, im Gegensatz zu den „häusigen“ Vormonaten? Man rätet hin und her, was ist übrigens gar nichts schadet, da man sich dann nur mehr anstrengt — und findet doch keinen Grund für den momentanen Umsatzrückgang.

Da kommt der Januar und bringt noch die größere Ueberraschung. Die Umsatzzahlen sind außergewöhnlich hoch im Vergleich zu den früheren Jahren. Was ist denn da wieder los? Allmählich wird der offensichtlich wahre Grund klar: alles ist sehr teuer geworden, Bekleidung, Lederwaren, alle Geseckenartikel, und doch wollen die guten Leute ihren Lieben etwas schenken, und das will bezahlt sein. Wie groß war da die Versuchung, die notwendigen Lebensmittelleinkäufe einzuschränken und unterdessen von den Notvorräten zu zehren... mit dem Hintergedanken, in den ersten Januarstagen die letzten Dezember-Rationierungsmarken einzulösen mit der Neujahrsgratifikation oder dem Dezemberereinkommen.

Diese auffällige Erscheinung hat ihre erste Seite: sie zeigt nämlich, daß weite Volkskreise von der Rappenseite her außerordentlich gedrückt sind, mehr als in den früheren Jahren. Es ist nicht zu hoffen, daß auch die Arbeitgeber von

dieser Mär erfahren und — soweit es in ihren Kräften steht — helfen, diesen harten Druck zu mildern.

Das ist die „Moral von der Geschichte“.

Bel knapper Schokolade-Ration

ist es natürlich wichtig, punktgünstige Schokolade zu kaufen. Wir können Ihnen drei solche Sorten offerieren:

Jowa Nuß-an-Nuß, mit ganzen Haselnüssen . . . 50 P 100 g - 70
Jowa Nuß-Splitter, sehr beliebt . . . 50 P 100 g - 70
Jowa Fondant-Splitter . . . 50 P 100 g - 70

Warum MIGROS-Fett?

MIGROS-Fett enthält hochwertige Metzgerfette und Pflanzenfette. Das milde Aroma ist ganz besonders bei Hausfrauen beliebt, welche den Fett-Topf ihrer Eltern noch in guter Erinnerung haben. Da schmeckert man und sagt: „Aha, das ist Fett!“

MIGROS-Fett Tafel zu 400 g 1.15
Tafel zu 500 g 1.40

In gemüsearmer Zeit - - -

sind unsere Gemüse-Konserven stets bereite Helfer. Vergleichen Sie die vorstehenden Preise!

Schmalzbohnen	1/1 Dose 1.40
Bohnen, mittelfein	1/1 Dose 1.50
Erbsen mit Karotten, mittelfein	1/1 Dose 1.45
Erbsen, mittelfein	1/1 Dose 1.30
fein, verbilligt	1/1 Dose 1.50
sehr fein	1/1 Dose 2.15